

Wortmelodie

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1988)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sprechen wir deutsch oder singen wir deutsch?

Spricht ein Kind, oder singt es, wenn es „Mutti!“ ruft? Oder wenn ein Kind das andere beim Namen ruft: „Fridolin!“, „Elisabeth!“ Bei den zwei- und dreisilbigen Namen liegt die Betonung im Deutschen auf der vorderen Silbe, rückt aber bei der viersilbigen Elisabeth dann nicht mehr weiter nach vorn. Betonung heißt hier nicht nur Akzent, sondern auch Tonhöhe. Die nicht betonte letzte Silbe liegt also tiefer im Ton, und bei „Elisabeth“ liegt die nicht betonte erste Silbe noch tiefer, so daß der Name schon wie eine kleine Melodie gesungen wird, und statt „E-li-sa-beth“ könnten die Noten „C-G-G-E“ erklingen.

„Lirum Larum Löffelstiel“, sagen die Kinder, oder sie singen es; denn es gibt da keinen wesentlichen Unterschied zwischen Sagen und Singen. Ob „Backe backe Kuchen“ oder „Ringel Ringel Reihen“ oder „Eia popeia, was raschelt im Stroh“, es ist da eine natürliche Hebung und Senkung der Silben, ein Lang und ein Kurz, und das ergibt einen Rhythmus wie bei einem alternierenden Vers.

Wenn sich also schon Kinder einer rhythmischen und melodischen Sprache bedienen, so ist eine Musikalität offenbar in der Sprache enthalten, und je ursprünglicher oder volkstümlicher die Sprache, desto musikalischer ist sie. Deshalb sind unsere Sprichwörter auch fast immer rhythmisch. „Wes Brot ich ess', des Lied ich sing'.“ — „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“ — „Geteilter Schmerz ist halber Schmerz.“ — „Die Katze läßt das Mäusen nicht.“ So reden die Leute. Sie reden rhythmisch, man könnte auch sagen: poetisch.

Um dagegen zu zeigen, was prosaisch ist, braucht man bloß einmal die hier wahllos herausgegriffenen Sprichwörter in einem Wörterbuch umschrieben zu sehen, in der obigen Reihenfolge nämlich so: „In wessen Dienst ich stehe, auf dessen Seite muß ich mich stellen.“ — „Das liegt in der Familie.“ — „Ein Mitfühlender kann den Kummer erleichtern.“ — „Eine angeborene Eigenschaft kann man sich nicht abgewöhnen.“ In solcher Ausdrucksweise gibt es nicht nur keine Bildhaftigkeit mehr; auch der Rhythmus ist verschwunden. Die Poesie der Sprache ist weg.

Ebensogut läßt sich umgekehrt zeigen, daß es bei dem, was man sagt, vor allem darauf ankommt, wie man es sagt. Hier einige Beispiele prosaischer Feststellungen: „Jede Langmut nimmt einmal ein Ende, wenn man sie zu sehr ausnützt.“ — „Etwas, dessen Ausgang man noch nicht kennt, sollte man nicht schon gutheißen.“ — „Alles Schöne hat auch seine Nachteile.“ — „Aus einem Einzelfall kann man noch nicht auf das Allgemeine schließen.“ In dieser Reihenfolge verbergen sich hinter solchen prosaischen Sprüchen folgende Sprichwörter: „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.“ — „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.“ — „Keine Rose ohne Dornen.“ — „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.“

Neben den poetischen Gleichnissen und der Knappheit des Ausdrucks ist es vor allem der Rhythmus, der den Zauber der Sprache ausmacht, also die Akzente, die man auf die Wörter oder Silben legt. Diese Akzente aber werden ja im Deutschen vor allem durch größere Tonhöhe bewirkt. Wie bei den zweisilbigen Namen geht bei „Rose“ oder „Abend“ oder „Brunnen“ oder „Sommer“ die Stimme jeweils bei der ersten Silbe hinauf, bei

der zweiten hinab. Aber auch einsilbige Wörter werden in einem Satz unterschiedlich betont, und „betont“ heißt eben, daß der Ton höher oder tiefer liegt. Also wird der Satz: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“ wegen der unterschiedlichen Tonhöhen auf den verschiedenen Wörtern eben schon gesungen. Die Sprache hat eine ihr eigene Musik, einen Singsang, der im Deutschen stark ausgeprägt ist. Wenn wir sagen: „Das Wandern ist des Müllers Lust“, so sind Takt und Melodie des Liedes schon in diesem Satz enthalten, und man braucht den Text nur so zu vertonen, wie man ihn *betont*.

Wenn wir also deutsch sprechen, dann singen wir auch deutsch. Sprache und Gesang sind nicht nur eins bei den Kindern, sie sind von vornherein eins; denn am Anfang unserer Kultur gab es sowieso noch keinen Unterschied zwischen Gesang und Sprache.

Klaus Mampell

Sprichwörter und Redensarten

Woher stammen diese geflügelten Worte?

Das Geld geht flöten: Diese so häufig gebrauchte Redensart hat weder mit Musik im allgemeinen noch mit Flöten im besonderen etwas zu tun. Flöten geht in diesem Falle auf den niederdeutschen Ausdruck ‚vloten gan‘ zurück und heißt soviel wie ‚davonfließen‘.

Von der Tarantel gestochen: Die Tarantella, der italienische Tanz, war ursprünglich weder ein Volks- noch ein Gesellschaftstanz, sondern ein Heilmittel für diejenigen, die „von der Tarantel gestochen waren“. Die vier Zentimeter lange Wolfsspinnne des Mittelmeergebietes wütete in Italien vom 15. bis zum 17. Jahrhundert besonders verheerend. Wer von ihr gestochen wurde, verfiel in ein Siechtum, dem man durch den Tanz begegnen zu können glaubte. Dabei diente der Tanz als einfaches und natürliches schweißtreibendes Mittel, das die eingedrungenen Giftstoffe durch die Poren abführte. Kein Alter schützte vor den Folgen des Tarantelstiches. Selbst 90jährige Greise mußten ihre Stöcke wegwerfen und sich unter die Tanzenden mischen.

Ich bin im Bilde: Nicht aus der Filmkunst, wie zuweilen behauptet wird, sondern aus der Wehrwissenschaft stammt diese Feststellung. Nur der Kriegsakademiker, der bei einer taktischen Aufgabe die angenommene Kriegslage richtig zu beurteilen imstande war und sich ein treffendes Gesamtbild machen konnte, war im Bilde.

Mir schwant: Das sagen Leute, die glauben, daß ihnen etwas Dunkles bevorsteht. Nach dem Glauben unserer Vorfahren sollen sich Jungfrauen in Schwäne verwandeln können und als solche die Zukunft vorauszusagen vermögen. Und weil dabei in der Regel doch nichts Gutes herausgekommen ist, stand hinter dem Wort *schwanen* von Anbeginn der pessimistische Sinn: Unheil. Nach Büchmann verglich Äschylos (525 bis 456 v. Chr.) die letzten Worte eines Menschen mit den Klagelauten eines sterbenden Schwanes: er ließ Klytämnestra von Kassandra sagen: „Jene, die nach Art des Schwanes die letzte Todesklage zu singen anhub.“ Und so nennen wir die letzte Schöpfung eines Verstorbenen sein *Schwanenlied* oder seinen *Schwanengesang*.

Siegfried Röder